

langen vom Künstler immer die selbständigste Individualität (am meisten leidet unter ihren Angriffen Brückner), aber in ihren eigenen Productionen sind sie selber Copisten. Was aus dem allen am Ende wird, läßt sich heute noch nicht sagen, aber das Unheil, das sie in den Köpfen unserer Jugend angerichtet haben, ist nicht gering.

Es möchte sich also eigentlich nicht verdienen, von der czechischen Décadence zu sprechen, wenn sie nicht auch einen begnadeten, echten Dichter gezeugt hätte. Eigentlich hat sie ihn nicht gezeugt: er wuchs ganz einsam und fern von den literarischen Kämpfen auf, aus seinen eigenen Wurzeln schöpfend. Sein Name ist Dtofar Brézina. Es ist eigentlich das Pseudonym eines bescheidenen jungen Lehrers in einer abgelegenen Gegend Mährens. Also so ein Pendant zur Ada Negri. Wie bei dieser italienischen Dichterin ist auch seine Poesie ein Entfugungslieb, durch den Druck und Schmerz eines farblosen und bedrückten Lebens erpresst. Es ist aber eine Ada Negri ohne sociale Pointe, anstatt intimer Klagen über Armut und Bedrückung ungemein schwungvolle, mystisch angehauchte Hymnen anstimmend, voll sublimster Phantasie und von einem wie eine Urwaldvegetation üppigen Bilderreichtum. Er hat nicht mehr als ein kleines Buch mit dreißig Gedichten „Tajemné dalky“ („Die geheimnisvollen Fernen“, 1895) publiziert, aber es genügt, seine Tiefe und Kraft zu zeigen.

In diesem Poeten wohnen zwei Seelen, die sich eng verbinden. Zuerst die Seele des vereinsamten jungen Mannes, der nichts vom Leben gekostet hat als nur seinen Schmerz, seine Entfugung; dessen dürftigen Lippen der Kelch der Freuden nur immer weiter entrückt wurde, je mehr er nach ihm lechzte. Es blieb ihm nichts anderes, als sich in die Welten glühender Illusionen zu flüchten. Ein eigenthümlicher Reiz dieser intimen Lyrik besteht besonders darin, daß er ganz innige und einfache Herzensteine (wie z. B. eine Klage nach der verstorbenen Mutter oder entschwindenden Jugend) in ein Prachtgewand der raffiniertesten Diction kleidet. Denn dieser bescheidene Träumer, unter dessen unpraktischen Händen das Leben wie ein glatter Fisch entglüht, ist ein mächtiger Zauberer in seiner eigenen Domäne, in der Welt der Träume. Da versteht er es, von dem ganzen kosmischen Theater die feinsten psychischen Essenzen zu sublimieren, die größten zeitlichen und räumlichen Dimensionen in wunderbare symbolische Bilder zu verdichten und die tiefsten Höhlen der Seele, wo das Unbewusste haust, durch seine Zauberkräfte zu erschüttern. Und das ist seine zweite Seele, die Seele eines durch und durch modernen Künstlers, der intellectuell bis zu den schwindligsten Höhen der Speculation und Analyse gestiegen ist und dem nun vor dem schwarzen Vorhang graut, der das Erfennbare von dem ewig Unbekannten, von dem Kern der Dinge, der Lösung des Welträthsels trennt. Dieses Grauen vor dem Mystischen ist sein Hauptmotiv. Es kehrt immer wieder, in mannigfaltigsten Variationen. Einmal ist es ein beinahe pantheistisches Sichverlieren ins Transcendentale, dann wieder eine schmerzlich erotische Askese, die den Gegenstand der Liebe hinter dem schwarzen Vorhang des Mystischen ahnt, oder eine wilde Furcht vor der Mystik des Determinismus, der Erbllichkeit und der Metempsychose, oder endlich ein universaler Altruismus, eine Generalisierung des individuellen Schmerzes zum Schmerz von Rassen und Jahrhunderten, zu der bekannten buddhistischen Formel „Tat twam asi!“ der Schopenhauer'schen Ethik.

Im Ganzen genommen also ein überaus moderner Charakter mit allen typischen Zügen der letzten Stunde, ein Unbefriedigter, ein Suchender, der mit der optimistischen Phraseologie des positivistischen Materialismus gebrochen hat und dem die letzten Fragen des Sein keine Ruhe geben. Aber was diesen Mystiker von einer ganzen Reihe seiner Verwandten unterscheidet, von Verlaine, Péladan, Huysmans oder Przybyszewski, das ist sein gänzlicher Mangel an weltmännischem Dandyismus, an jener Blasiertheit des Sensualismus, die diese zum Mysticismus führte. Brézina ist nämlich bis in seine tiefsten physiologischen Wurzeln ein geborener Askete und subtiler Spiritualist, dem nicht nur die Geschlechtspervertität, sondern überhaupt jedes sinnlich-erotische Element fehlt. Seine Sinnlichkeit ist höchstens eine Sinnlichkeit des Schmerzes, die Wollustkrämpfe der Märtyrer und Ekstatiker. Aber seine religiöse Ekstase ist kein modisches Kokettieren mit dem Katholicismus, sondern nur ein ganz ideenloses, auf Atavismus beruhendes Gefühl des Grauens und der Erbitterung gegenüber dem unendlichen Geheimnis, das ihm überall entgegengähnt und ihn bis in die letzten Nerven durchzittert.

Zu den Decadenten gehört er wegen seiner schwindelerregenden Subtilität und seiner Anhäufung von Raffiniertem und Nuanciertem, wegen seiner Sucht nach neuen, unbekanntem Nervenschauern, wegen seines überreichen und bis ans krankhafte grenzenden Geistesluxus. Er ist kein Decadent, wenn man diesem Worte den Sinn von Degeneration gibt, sondern nur in dem Sinne der überaus feinen, raffinierten, mit reinen Formen und Symbolen spielenden Kunst. Seine Poesie ist kein Zerfugungsproceß eines einsamen, von der übrigen Welt abgerissenen Individuums. Im Gegentheil, es spiegelt sich in ihr das feinste Zusammenweben der kosmischen Kräfte mit einem feinen Geist und der Individualismus wird auf seine höchste Spitze getrieben, wo er sich selbst negiert und in das Socialistische sich ergießt.

Was seine künstlerische Technik betrifft, paßt auf ihn am besten das Wort Symbolist, besonders in Maeterlind'schem Sinne des Wortes.

Sein ganzes Bilderreichtum ist nur eine Anhäufung von Symbolen, die einen übertragenen Sinn haben und auf eine suggestive Wirkung zielen. Der Einfluß Maeterlinds ist auch bei ihm am stärksten bemerkbar. Von anderen französischen Symbolisten und Decadents hat er sehr wenig. Eher könnte man Einflüsse von mittelalterlicher Mystik, von Schopenhauer und von dem pessimistischen Rhetorismus der Madame Ackermann verspüren. Aber die letzten Quellen seiner Kunst und ihre kräftigsten Charakterzüge: sein ekstatisch andächtiger Ton, sein kraftvolles Pathos, seine überwuchernde Bildervegetation — das alles gehört nur ihm selbst.

Dtofar Brézina ist heute der bedeutendste unter den jüngsten lyrischen Talenten bei uns Tschechen. Man kann daher der czechischen Lyrik das Weiterfahren in diesen Gewässern der subtilen, symbolistischen Kunst mit Recht prophezeien. Auch dem affectiertesten und posenhaftesten Gebahren einiger literarischer Modewarenverfertiger wird es nicht gelingen, die ganze Sache zu compromittieren und zu verhindern, daß der heutige Geist der czechischen Kunst im gleichen Tempo mit den letzten europäischen Kunstphasen vorwärts streben will.

P r a g.

F. V. Krejčí.

Der kleine Lord.

(Lebensbild in drei Acten nach dem gleichnamigen Roman von Mrs. Hodgson-Burnett. Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 28. December 1895.)

Die Kinder, die englisch lernen, lesen mit heißen Köpfen die Geschichte vom kleinen Lord Fauntleroy. Das war ein lieber Bub in New York, blond, munter und von einer so herzlich naseweisen Art, daß die Leute auf der Gasse stehen blieben, um nach ihm zu sehen, und war nach des Vaters Tod, des wackeren Capitän Cedric Errol, der der dritte Sohn des unermesslich reichen Grafen Dorincourt gewesen, der einzige Trost seiner armen Mama. Dieser sankten Franzieng es nämlich recht traurig: ganz allein stand sie jetzt in der weiten Welt, selber war sie eine Waise und der böse alte Graf hatte, weil sie einmal als Gouvernante gedient, eine so große Wuth auf sie, daß er seinen Sohn verstoßen und sich um ihn gekümmert hatte. Recht schmal und bange lebte sie dahin und hatte keine Freude mehr als den holden, heiteren Knaben; für ihn trug sie alle Beschwerden gern und bereute nichts; wenn er sie anlachte, war jede Sorge vergessen. Aber nun begab es sich, daß dem harten und finsternen Alten der Himmel auch die anderen Söhne nahm: nach einem wüsten und schimpflichen Leben starben ihm beide ohne Kinder weg und so sollte nach dem Gesetz der Titel und der Besitz der Familie jetzt an den lustigen kleinen Amerikaner kommen. Ein Advocat wurde hingeschickt und von ihm hört nun das unbefangene, in seiner engen Welt glückliche, am liebsten draußen herumtollende Kind, das eben sieben Jahre geworden, daß es plötzlich Lord Fauntleroy heißen, über das Meer reisen und drüben ein großer Herr werden soll. Davon wird ihm ganz seltsam zu Muthe: von allen guten Freunden weg, das liebe Häuschen verlassen, in einem Schlosse wohnen und Lord und kein Amerikaner mehr sein und lauter solche Sachen! Das beunruhigt es eigentlich sehr und ist ihm fast unheimlich, aber was will es denn thun? Auch einen Haufen Geld soll es jetzt kriegen, einen mächtigen Haufen Geld; das läßt sich schon eher hören, das muß nett sein: wenn man Geld hat, kann man eine Menge angenehmer Dinge haben; man kann der alten Diebstahlerin, die immer so friert, wenn es regnet, einen Schirm und einen kleinen Ofen kaufen und dem guten Dick, der an der Ecke die Stiefel putzt, ein Meisterzeichen, daß er keinen Compagnon mehr braucht, und prachtwolle neue Bürsten; insofern hat es schon auch was für sich, ein Lord zu sein. So laufen in seiner Phantasie Hoffnungen mit Befürchtungen hin und her, aber wenn ihm auch erst ein bißchen bangt, thut es doch tapfer, was die Mama will, und so kommt denn der zutrauliche Knabe in England auf seinem Schlosse bei dem mürrischen und bitteren Sonderling an, der sein Großvater ist. Der sitzt am Kamin, eine riesige Dogge neben sich, aber fürchten hat der Amerikaner nicht gelernt, sondern schreitet auf den Alten zu und reicht ihm die Hand: „Bist du der Graf? Ich bin dein Enkel, Lord Fauntleroy. Ich hoffe, es geht dir gut und ich freue mich sehr, dich zu sehen.“ Und gleich fängt er von seinen Sachen zu plaudern an und breitet dem Greise sein Herz hin. Bald gefällt es ihm; er hat gar keine Angst mehr; alles will er wissen. „Hast du denn deine Grafenkrone nicht immer auf?“, fragt er. „Nein, sagt der Graf, sie steht mir nicht besonders.“ „Aha, das hab' ich mir gleich gedacht, daß du sie nie und da ablegen mußt; denn wie könntest du sonst einen Hut aufsetzen?“ Auch seine Pläne für später, wenn er groß sein wird, verhehlt er nicht; dann will er sehr fleißig sein und schauen, viel Geld zu verdienen. „Ja, wie wirst du denn das anfangen?“, möchte der Graf gern wissen. Aber er ist nicht verlegen. „Ich werde eben in ein Geschäft eintreten, aber lieber würde ich Präsident.“ Der Graf meint: „Da schicken wir dich lieber ins Oberhaus.“ Gut, auch einverstanden. „Wenn du willst! Wenn ich nicht Präsident werden kann und das Oberhaus auch ein gutes Geschäft ist, habe ich nichts dagegen.“ Dem Alten wird wunderbar: wie ein warmer Regen geht das Plaudern auf seine vertrocknete Seele nieder.